30. Jahrgang • Nr. 295 • 1. Blatt

Neue Zürcher Nachrichten

Dienstag, 30. Oktober 1934

mit Kurs- und Handelsteil

Erscheint wöchentlich siebenmal mit Montag · Morgenblatt

Abonnementspreis: 1 Monat 2.10, 3 Monate 6.30, 6 Monate 12.50, 12 Monate 25.—, Ausland plus Postzuschlag

Redaktions- und Verwaltungsbureaux: Holbeinstraße 26
Telephon: 20.185 — Telegramme: Nachrichten Zürich
Adr. für Abonnement: Neue Zürcher Nachrichten, Holbeinstr. 26, Postcheck VIII/6680

Insertionspreise: Für den Raum einer einspaltigen Millimeterzeile Lokal 12 Rp., Schweiz und Ausland 15 Rp., Reklamezeile Schweiz und Ausland 50 Rp.
Alleinige Annoncen-Annahme:
Orell Füßli-Annoncen, Telephon 26.800, Aelteste Schweizerische Annoncen-Expedition - Zentralbureau Zürich, „Zürcherhof“ Limmatquai 4
Filialen in Aarau, Basel, Bern, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny

Klugheit und Politik.

Zum deutschen Kirchenstreit.

—tt. Der deutsche Kirchenstreit ist in ein Abrutschgebiet hineingeschlittelt, das der Verantwortung ernstlich zu denken gibt. Die Gauleiter werden zum Referat herbeigerufen. Denn die Berichte aus Bayern, Ostpreußen, aus der Rheinpfalz, Hohenzollern-Sigmaringen, Württemberg sind beunruhigend. Die Pioniere der Staatsreligion müssen sich auch von systemgetreuen nationalsozialistischen Flügelmännern, denen die religiöse Einmischung zuwider ist oder doch unnötig erscheint, allerhand Unangenehmes sagen lassen. Die „Demission“ des Rechtswalters Dr. Jäger stellt sich als bloße Scheinkonzession heraus. Dr. Jäger soll hinter den Kulissen weiterhin Rechtsberater des Reichsbischofs bleiben. Auch der bischöfliche Viererausschuß wird nur als eine Scheinkonzession an die Bekenntnisbewegung gewertet. Sitzen doch darin Bischof Dietrich von Hessen, der als unbedingter Anhänger von Dr. Jäger gilt und Bischof Coch von Sachsen, der scharfe Verfechter der Politik des Reichsbischofs, im Kollegium.

Wird Reichskanzler Hitler es bei diesen bloßen Scheinkonzessionen bewenden lassen? Dann müßte der Kampf zwischen Reichskirche, Partei und Staat einerseits und der Bekenntniskirche anderseits fortdauern. Wohl hätte der Staat die physischen Machtmittel in der Hand. Doch die jüngsten Ereignisse haben gezeigt, daß in einem solchen Fall auf die Dauer die moralischen Mächte stärker sind. Die am vergangenen Sonntag in Stuttgart zugunsten von Bischof Wurm inszenierten Demonstrationen zeigen deutlich, wie das Volksempfinden auf die starke Hand des Staates in religiösen Dingen reagiert.

Wird Hitler in der Verlegenheit den Dingen den Lauf lassen und Reichsbischof Müller solange gewähren lassen, bis die Entwicklung der Dinge den Reichsbischof unmöglich macht? Man munkelt ja bereits, die Einsetzung des bischöflichen Viererausschusses sei nur auf Geheiß des Reichsbischofs geschehen. Die Reichsregierung hätte sich an dieser Neuordnung bereits desinteressiert. Dann sind die Tage der Herrschaft des Reichsbischofs bald gezählt. Die Bekenntnisbewegung fordert nicht mehr und nicht

Wird Hitler, wie er es sonst gewohnt war, geraden Weges fortschreiten, auf dem Weg der Verwirklichung des Staatskirchentums, unbekümmert um den Graben, der sich rechts und links verbreitert und den schließlich kein tragfähiger Bogen mehr überbrückt?

Oder wird Hitler in völliger Einsicht, daß er einen kapitalen faux pas begangen, rechtsumkehrt machen und den Gedanken des Staatskirchentums fallen lassen? Wird er das noch tun können, nachdem die ganze nationalsozialistische Ideologie auf Anspannung aller Kräfte vor den einen Wagen eingestellt ist und nachdem Millionen in dieser Allheillehre aufgezogen worden sind?

Die nächsten Tage und Wochen müssen darüber Klärung schaffen. Gewisse volkstribunliche Führerqualitäten sind Adolf Hitler nie abgestritten worden. In der Heraufbeschwörung des evangelischen Kirchenstreits hat der Führer aber eklatant bewiesen, daß ihm die elementarste politische Klugheit abgeht. Hitlers Endziel war doch und ist: die geschlossene Einheit des deutschen Volkes. Er hat aber Einheit mit totalitärer Gleichschaltung und Gleichmacherei verwechselt. Er hat nationale und religiöse Gesinnung auf eine Linie gestellt und hat religiöse Knechtung mit nationaler Straffung verwechselt. Er scheint die Geschichte schlecht zu kennen, die unzählige Beweise erbringt, daß die religiöse Gleichschaltung nie ein Mittel zur Einigung ist, sondern immer einen Keil treibt in die nationale Zielstrebigkeit. Er ist ein oberflächlicher Volkspsychologe, wenn er glaubt, das religiöse Gewissen lasse sich von Staatswegen eben so gut zum Schweigen bringen, wie eine vom Brotkorb abhängige öffentliche politische Meinung. So hat er sich mit der staatskirchlichen Bewegung in ein Abenteuer verrannt, dessen Ende nicht abzusehen ist und das zu seinen Einigungsbestrebungen im direkten und gefährlichen Gegensatz steht. Daß Adolf Hitler zu einer Zeit, wo ein Einlenken noch nicht einer Kapitulation gleichgesehen hätte, nicht eingegriffen hat, zeigt, daß er in geistigen und kulturellen Dingen wenig Einsicht und Urteil hat und daß er die Geschmeidigkeint, die man von jedem Staatsmann erwarten sollte, vermissen läßt

Heute sind die Positionen bezogen. Die Bekenntnisbewegung wird nicht zurückkrebsen. Sie hat ihren stärksten Rückhalt im eigenen geklärten Gewissen. Sie hat ihre unentwegte Anhängerschaft und die Kraft der religiös Verfolgten. Kann Hitler zurückweichen von einem Boden, den seine getreuesten Mitarbeiter in Wort und Schrift und Tat festumrissen haben? Kann er ohne großes Risiko jene fallen lassen, denen er selbst zu einflußreichen Stellungen, zu Amt und Würde verholfen hat? So handfest einfach und radikal ist dieser Konflikt nicht zu lösen wie jener Konflikt, dem der 30. Juni ein Adolf Hitler leide in jüngster Zeit an starken psychischen Depressionen und er könne sich nur unter dem Druck seiner nächsten Umwelt zu einem positiven Entschluß aufraffen. Die heutige Situation im evangelischen Kirchenstreit und die schwankende Haltung der Reichsregierung würden diese Darstellung allerdings bestätigen.

Sonst war Adolf Hitler kein Cunctator. Gerade dieses unbeirrte Drauflosgehen war seine Stärke. Daran knüpfte sich zur Hauptsache sein Erfolg. Das Hineingleiten eines Diktators in einen Zustand bloßer Velleität wäre für ihn der Anfang vom Ende. Wenn die Umgebung beginnt Entschlüsse zu fassen, dann hält ihn nur noch die Spannung zwischen den ihn beeinflussenden Mächten. Dann beginnt das Spiel der divergierenden Kräfte. Man hat den Eindruck, daß es im Schoß der deutschen Reichsregierung bald soweit ist.

Mit dem evangelischen Kirchenstreit ist die Achillesferse des Nationalsozialismus auch für Kurzsichtige aufgedeckt worden. Der Nationalsozialismus wollte eine organisatorische Uniformierung des deutschen Protestantismus unter der Kontrolle des nationalsozialistischen Staates. Diese Schaffung einer deutschen Einheitskirche, die Verstaatlichung und Verpolitisierung des religiösen Bekenntnisses, dieser Versuch — überdies noch auf heidnischen Grundsätzen — die Religion zur Dienerin des Rassenstaates herabzudrücken, hat sich nicht nur als Chimäre erwiesen, sondern hat zu einem schweren innerpolitischen Konflikt geführt.

Der Nationalsozialismus wollte nicht nur politische und soziale Doktrin, nein, er wollte wie der russische Bolschewismus, auch Religion sein. Darum hat man ihn nicht zu Unrecht einen Bolschewismus mit umgekehrtem Vorzeichen genannt. Reichsbischof Müller hat dafür die knappste Formel geprägt: Ein Volk, ein Staat, eine Kirche. Und der Führer, dem heute alle Macht gegeben ist, hat über Volk, Staat und Kirche letztwillig zu verfügen. Diese cäsaropapistische Einstellung scheint äußerlich die festgefügte, vollendete Pyramide des Dritten Reiches darzustellen. Sie ist aber, wie der Kirchenstreit deutlich zeigt, seine schwächste und verwundbarste Seite, trotz aller physischen Machtmittel, die ihm zur Verfügung stehen. Eine innen hohle Pyramide hält man auf die Dauer auch mit Eisenreifen nicht zusammen. Die Stärke der deutschen Bekenntniskirche liegt darin, daß sie nicht eine politische, sondern eine religiöse Bewegung ist, die trotz aller Gewaltmittel sich nicht unterdrücken läßt, sondern das Verstopfungsmaterial immer wieder explosiv herausschleudert wie Eruptivgestein. Und die religiöse Bewegung erhält Kraft und Ausdauer im Bekenntnis zu Christus und seiner Lehre.

Man stellt Adolf Hitler gern neben oder über den „Eisernen Kanzler“. Aber eines hat er von Bismarck nicht gelernt: die moralischen Kräfte richtig einzuschätzen, mit denen er zu rechnen hat und im gegebenen Moment abzublasen, wie Bismarck es im Kulturkampf getan hat. Bismarck war nicht Diktator, vor allem vereinigte er nicht die hitlerische Allgewalt in seiner starken Hand. Hitler ist Diktator. In seiner Hand konzentriert sich organisch alle Gewalt. Und doch war vielleicht Bismarck in seinen Entschlüssen freier, selbständiger, unbeeinflußter, während Hitlers allmächtige Hand in Fesseln liegt, deren Schlüssel in anderer Westentasche steckt. —

Die deutschen Katholiken müssen der tapferen Gegenwehr der evangelischen Bekenntnischristen Dank wissen. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß die Gleichschaltungstendenz nicht bei der evangelischen Kirche Halt gemacht hätte. Dafür liegen genügend Aussprüche nationalsozialistischer Führer vor. Man hatte sich die evangelische Gleichschaltung leichter vorgestellt. Als leichtes Vorpostengefecht. Erst nachher, mit der einigen protestantischen Front im Rücken, hätte man den Hauptangriff gewagt. Gegen jene Kirche, deren internationale Bedeutung, der nationalistischen Ideologie am augenfälligsten widerstreitet. Nun ist man statt im Vorpostengefecht gleich mitten in der Hauptschlacht. Und man weiß noch nicht, ob sie als Niederlage oder als Pyrrhussieg endigen wird. Mit abgebrochener Lanzenspitze unter solchen Auspizien in den eigentlichen Großkampf zu ziehen — das müßte auch kurzsichtige Nationalsozialisten stutzig machen.

Der Berner Prozeß um die „Zionistischen Protokolle“.

Theodor Fischer auf der Anklagebank. — [illegible] blikums- und Pressetribünen begann am Montagvormittag der Prozeß, den der Schweizerische Israelitische Gemeindebund und die Kultusgemeinde Bern gegen Angehörige der Nationalen Front und gegen die Bundesleitung des Bundes nationalsozialistischer Eidgenossen wegen Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz betreffend die Maßnahmen gegen die Schundliteratur angestrengt hatten. Die Anklage dreht sich im wesentlichen um die Echtheit oder Unechtheit der bekannten „Zionistischen Protokolle“, über die der Vorsit- [illegible] Th. Fischer, Architekt in Zürich; S. Schnell, Musiker, Bern; Ebersold, Kaufmann, Bern; Oberstleutnant Haller, Bern. Sie werden verteidigt durch Fürsprecher Ruef (Bern). Die Anwälte der Kläger sind die Fürsprecher Prof. Dr. Matti und Dr. Brunschwig.

Als erster Zeuge erscheint

Dr. Chaim Weizmann (London)

ehem. Präsident der zionistischen Weltorganisation. Er erörtert die Fragen, die am zionistischen

Wjatscheslaw Iwanow.

Zum Vortrag am 30. Oktober.

dt. Den Lesern des „Hochland“ ist Iwanow, der heute abend im Rahmen einer Veranstaltung der akademischen Gesellschaft Renaissance im Zunfthaus zur Saffran zum erstenmal in Zürich sprechen wird, nicht ganz unbekannt. Im Juliheft dieser Zeitschrift erschien aus der Feder dieses großen Russen eine Abhandlung über „Humanismus und Religion“, die sowohl wegen ihrer entschiedenen Absage an Wilamowitz und seine positivistische Religionsforschung („Der Glaube der Hellenen“ 1931/32) wie durch die Definition eines verjüngten christlichen Humanismus programmatisch wirkt. Nach Iwanow hat sich der Humanismus zu wandeln „zur Anamnesis der ganzen Vergangenheit in Christo, zur ökumenischen Wiederherstellung des alten Wahren im Lichte des Logos. Seine Mission ist es, das Vorchristliche, worin der Logos wirkte, bis zum letzten Jota herüberzuretten in die Fülle der allmenschlichen Gottessohnschaft“. Dies sind nun nicht Sätze eines Jünglings, der aus frischer Einsicht und in froher Bereitschaft den Sinn seiner künftigen Wirksamkeit verkündigt, sondern das Vermächtnis eines Mannes, der als Dichter und Denker seiner Heimat und der ganzen abendländischen Kulturgemeinschaft ein Lebenswerk unvergänglicher Schönheit und geistiger Fruchtbarkeit schenkte. Freilich ist der Zugang zu seinen Schöpfungen nicht leicht. Der russischen Sprache Unkundigen wird wohl der Zugang zu seinen Gedichten („Leitsterne“, „Durchsichtigkeit“, „Eros“, „Cor ardens“, „Zartes Geheimnis“, „Kindheit“) und Tragödien („Tantalos“ und „Prometeus“, wo es auf die Sprachschöpfung als Ganzes ankommt, verschlossen bleiben. Uebersetzungen vermitteln nur eine Ahnung dieser Herrlichkeiten, auch wo es vielleicht gelungen ist, die gedanklichen Schwierigkeiten zu überwinden und die eigentümliche Welt des Gefühls und der Phantasie in fremder Sprache wenigstens annähernd wiederzugeben (deutsch: Sonette über „Liebe und Tod“, übertragen von Gustav von Festenberg in den „Oesterreichischen Blättern für freies Geistesleben“, August 1924; die „Wintersonette“, übertragen von K. Praxmarer in der Zeitschrift „Vivos Voco“, März/April 1923; italienisch: in der Iwanow-Sondernummer der literarischen Rundschau „Il Convegno“, Januar 1934, zum Teil von Iwanow selbst übertragen). Von den altertumswissenschaftlichen, literarischen und kulturphilosophischen Schriften ist leider nur der kleinste Teil übersetzt (Der Tolstoj-Aufsatz im Logos 1911; „Die Krise des Humanismus“ unter dem Titel „Klüfte“; der Briefwechsel mit Gerschenson in der „Kreatur“; „Die russische Idee“; „Dostojewskij“; „Gogol und Aristophanes“ in der „Corona“, die weitere Veröffentlichungen bringen wird). Das Buch von der „Hellenischen Religion des leidenden Gottes“ wurde durch Zufall bis auf wenige Exemplare vernichtet, die Arbeit über „Dionysos und die vordionysischen Kulte“ kam nur in wenige Hände. Sind wir somit auf wenige Werke Iwanows und bezüglich der nicht übersetzten auf kritische Mitteilungen anderer beschränkt, so genügt doch das Erreichbare, um in Iwanow einen der großen schöpferischen Geister der Zeit zu erkennen. Dieser Rang wurde ihm seit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit in Petersburg zugeschrieben, nachdem er — der 1866 in Moskau Geborene — von seinen Lehr- und Wanderjahren, die ihn u. a. nach Berlin vor das Katheder Theodor Mommsens, nach Paris, Genf, Rom und Athen führten, zurückgekehrt war. Zusammen mit seiner Gattin, der Dichterin Lidia Zinovieva-Annibal, entfaltete er in seinem Haus, dem berühmten „Turm“ gegenüber dem Dumagebäude, eine geistige Geselligkeit erlesenster Art, die Dichter und Maler, Schauspieler und Musiker, Gelehrte und Philosophen, Laien wie Geistliche aufs harmonischste vereinigte. Geistige und künstlerische Strömungen erhielten in den Diskussionen der „Mittwochabende“ ihre erste Formulierung oder ihre endgültige Prägung. Hier begann der Pfad zum russischen Parnaß.

In Erinnerung an diese Jahre vor dem Krieg schreibt Fedor Stepun in seiner Porträtstudie über Iwanow: „Der Stil der russischen Vorkriegskultur, die weniger eine Leistungs- als eine Lebenskultur war, gab diesen mannigfaltigen Verbindungen eine selten lebendige Beschwingtheit und Intensität. Nie hatte ich, weder früher noch später, einen Menschen kennen gelernt, der in dem Maße, wie es bei Iwanow der Fall war, über die Gabe des Hörens und damit auch des Eingehens auf die Welt seines Diskussionspartners verfügt hätte. Am tiefsten, zugleich aber auch am glänzendsten — und diese Einheit von Tiefe und Glanz ist vielleicht der charakteristischste Zug der Iwanowschen Geistigkeit — war er, wenn er auf eine ihm entgegengebrachte Beichte mit einer improvisierten Predigt antwortete. Wenn in unserer Zeit „symposionale“ Seelen überhaupt möglich sind, so war Iwanow eine.“

Iwanow galt neben Alexander Blok (1880—1921) und Andrej Bjelij (1880—1934) als das unbestrittene Haupt des russischen Symbolismus, den er anders als die Moskauer Richtung Brjusows religiös fundierte. Im Unterschied zum westlichen Symbolismus schloß sich der russische eng an die unmittelbare geistige Vergangenheit an, speziell an Puschkin, Gogol und Dostojewskij. Das Bewußtsein der überempirischen nationalen All-Einheit und der Einklang mit der mystischen Erfahrung des Volkes waren Kraft des geistigen Schaffens und Kriterium des richtigen Weges. Es ist die Tradition Dostojewskijs und seines Jüngers, Wladimir Solowjows, die in Iwanow weiter wirkte. Von Nietzsche empfing er die Offenbarung des Dionysischen, ohne seinem exaltierten Individualismus zu erliegen, diesen vielmehr überwindend durch den Gedanken der universalistischen Ökumenzität, der ihn schließlich — im Jahre 1926 — in die Arme der „Mater Ecclesia“ führte.

Von seinen Veröffentlichungen hat der Briefwechsel mit Gerschenson, „zwischen zwei Zimmerwinkeln“, wie er betitelt ist, die weiteste Verbreitung gefunden; 1926 erschien er deutsch, 1931 französich, 1932 italienisch und spanisch. Fürst Mirsky rechnet ihn in seiner „Contemporary Russian Literature“ zu den wichtigsten Dokumenten unserer Zeit; Ernst Robert Curtius erblickt in ihm die bedeutendste Aeußerung über den Humanismus seit Nietzsche.

„Bien plutôt qu'une correspondance, au sens usuel du terme, c'est une cantate à deux voix qui se poursuit à travers les pages qu'on va lire . . . Seule la musique nous offre l'analogue des réponses, des reprises qui ponctuent ce profond dialogue où chacun, tout en restant soi, appelle l'autre et trouve en lui sa mesure.“

(Aus der Einleitung Gabriel Marcels zu der von Helene Iswolski und Charles Du Bos besorgten französischen Ausgabe.) Mit unendlicher

Kongreß von 1897 in Basel diskutiert wurden. Vor allem sprach man über die Schaffung einer richtig gesicherten Heimstätte. Ein Plan zur Erringung der Weltherrschaft durch die Juden kam damals nicht zur Sprache. Weizmann bestritt bestimmt, daß die internationale Judenorganisation je machthaberische Pläne hatte. Am Zionistenkongreß von 1897 waren fast keine Verteter der jüdischen Hochfinanz und der Großindustrie vertreten, dagegen viele Gelehrte und weitere Persönlichkeiten der Judenschaft. Die Zionistischen Protokolle hätten mit den Bestrebungen in Palästina nichts zu tun. Weizmann nannte den angeblichen Urheber der Zionistischen Protokolle, den jüdischen Schriftsteller genannt Achad-Haam — Ueber die Ziele der zionistischen Bewegung befragt, antwortete Weizmann, der einzige Zweck bestehe darin, sich in Palästina eine gesicherte Heimstätte zu schaffen. Man arbeitete mit der englischen Regierung zusammen Man suche, mit den Araberstämmen in Palästina im Frieden aufzukommen. Leider seien sich die Juden noch lange nicht einig; es gebe scharfe Gegensätze in politischer und religiöser Hinsicht. Weizmann erklärte weiter, das wahre Protokoll von 1897 könne in der Schweizerischen Landesbibliothek eingesehen werden.

Fürsprecher Ruef: „Was für Aufgaben hatten die Kommissionen des Zionistenkongresses zu erfüllen?“ Weizmann: „In den Kommissionen wurden die eigentlichen Verhandlungen und Redaktionen vorbereitet. Geheim waren diese Kommissionssitzungen insofern, als nicht jedermann Zutritt hatte. Geheim waren sie aber insofern nicht, als keine lichtscheuen Angelegenheiten behandelt wurden. — Ginzberg gehörte keiner politischen Richtung an. Er gründete eine neue literarische Richtung, den sogenannten geistigen Zionismus, der mehr die kulturellen Angelegenheiten der zionistischen Bestrebungen betont.“

Der Angeklagte Ebersold protestierte gegen seine Einvernahme; er wisse nicht, wessen er beschuldigt sei.

Weizmann erklärt weiter: „Die Juden gehören heute in Rußland zu den deklassierten Volksschichten. Der Zionismus in Rußland ist verboten und wird verfolgt.“

Der zweite Zeuge,

Comte du Chayla,

der früher in der russischen Armee kämpfte, war zu Anfang 1909 in Rußland, um die Verhältnisse in der russischen orthodoxen Kirche zu studieren. Während dieser Zeit machte du Chayla die Bekanntschaft des Professors Nilus, der vermutlich die zionistischen Protokolle übersetzt und bearbeitet hat. Nilus war intelligent und gutmütig, doch von einer fixen Idee besessen. Er glaubte nämlich an das Kommen des Antichrist. Nilus hat dem Zeugen auch die zionistischen Protokolle vermittelt. Die Broschüre war von Hand geschrieben. Der Text war nicht literarisches Französisch. Nilus seinerseits hatte die Protokolle auf indirektem Wege von General Ratschowsky erhalten, der das Manuskript von Paris nach Rußland brachte. Der Zeuge hatte den Eindruck, daß Nilus oft selbst Zweifel an der Wahrheit der Protokolle hatte, daß er aber hoffte, daß Gott die Wahrheit durch den Mund von Fälschern und Lügnern fördern werde. Zweck der Verbreitung der Protokolle war, Niklaus II. zu einer antijüdischen und reaktionären Politik zu bewegen. Die Veröffentlichung dieser Protokolle hatte für ganz Rußland eine schicksalshafte Bedeutung, indem sie die Errichtung einer Verfassung verhinderten und die Katastrophe des russischen Volkes und der Zarenfrage heraufbeschworen hat. Die Publizierung dieser Protokolle rief einer starken antisemitischen Bewegung. — Von welcher geheimen Gesellschaft stammten die Protokolle?

Der Zeuge weiß hierüber keine Angaben zu machen. Nilus hielt jedoch die Juden und Freimaurer für ein und dasselbe. Der Zeuge wußte, daß zu Ende des Bürgerkrieges die Judenpogrome ausbrachen. Der Zusammenbruch der weißen Armee ist zumteil auf die Protokolle zurückzuführen, da diese Schrift ein starkes antijüdisches Agitationsmittel war. Die besten Vertreter der Kirche und des Monarchismus waren gegen Nilus.

Im Jahre 1920 war der Zeuge neuerdings in Rußland, doch traf er damals nicht mehr mit Nilus zusammen. Im Jahre 1910 war er in die theologische Fakultät von Petrograd eingetreten und machte dann den Krieg mit. Die Artikel, die der Zeuge über die Echtheit und Herkunft der Zionistischen Protokolle seinerzeit in den „Dernières Nouvelles“ schrieb, stützten sich auf sein eigenes Wissen. Du Chayla war niemals Antisemit, da er eine christliche Weltanschauung besitze und Christus selbst Jude gewesen sei. Die Zusammenarbeit zwischen Judentum und Christentum sei heute bereits Tatsache geworden.

Prof. Baumgarten: „Welches war die Weltanschauung von Nilus?“

Du Chayla: „Seine Weltanschauung war mittelalterlich.“

C. A. Loosli: „Kam dem Zeugen eine Abschrift oder das Original der Protokolle zu Gesicht?“

Du Chayla: „Vermutlich war es eine Kopie des Originals.“

Als dritter Zeuge erscheint

Sergius Svatikow, Dr. phil.,

Schriftsteller und Historiker, 54 Jahre alt. Gegenwärtig wohnt er in Paris. Die Zionistischen Protokolle las er einmal 1915 in Petersburg, in der dortigen Bibliothek. Es handelte sich um eine in russischer Sprache gedruckte Ausgabe, ein Buch von Sergius Nilus, 2. Ausgabe, der er erstmals die Protokolle beigelegt hatte. Im Jahre 1917 gehörte der Zeuge der provisorischen russischen Regierung an. Er hatte den Auftrag, die alte Geheimpolizei zu liquidieren. Später wurde er als Kommissär ins Ausland gesandt mit dem Zweck, die ehemalige zaristische Geheimpolizei aufzulösen. Ferner sollte er die Aufsicht üben über die Tätigkeit des Gesandtschafts- und Konsularkorps Rußlands in den andern Staaten. Den Protokollen habe im Jahre 1905 niemand irgendwelche Bedeutung zugemessen. Die gebildeten Kreise kümmerten sich nicht darum. Offiziell habe weder Regierung noch Kirche zu dieser Schrift Stellung genommen. Man glaubte allgemein an eine Fälschung. Die Frage, ob in der bolschewistischen Regierung sich jüdischer Einfluß geltend machte, beantwortete der Zeuge dahingehend, daß viele Juden unter dem neuen Regime Beamte wurden. Die gegenwärtige Lage der großen Masse der Juden unter dem jetzigen Regime sei außerordentlich schlecht.

Im Jahre 1917 vernahm der Zeuge weitere Details über die Protokolle und zwar von einem Polizeibeamten der russischen Geheimpolizei namens H. Bind, der früher unter General Rachowski arbeitete. Nach dem Bericht Binds habe sein Vorgesetzter Rachowski befohlen, verschiedene gefälschte Dokumente herzustellen, darunter auch revolutionäre Schriftstücke. Sie wurden ins Ausland geschickt. Rachowski habe auch die Geheimnisse der Weisen von Zion vorbereitet. Die Protokolle verfolgten antisemitische Zwecke. Rachowski ließ die Protokolle durch zwei Literaten, sogenannte Agents provocateurs, herstellen. Der Urheber sei ein gewisser Golowinsky, ein enger Mitarbeiter Rachowskis, von Beruf Journalist. Er arbeitete viel in der Nationalbibliothek, wo er auch die Schrift Jolis „Dialogue aux enfers entre Machiavell et Montesquieu“ vorfand. Diese Schrift benutzte nun Golowinsky bei der Herstellung der Protokolle als Quelle. Später wurden die Protokolle in großer Auflage gedruckt und verbreitet, insbesondere in Kiew und Charkow in den Jahren 1918 und 1919. Zweck der Protokolle war, die Schuld an der Oktoberrevolution und am Bürgerkrieg den Juden zuzuschieben. Von Nilus weiß der Zeuge nicht viel. Er scheine ein ehrlicher Fanatiker zu sein. Nilus glaubte wahrscheinlich, die Protokolle, die er durch seine frühere Geliebte erhielt, seien echt. Svatikow gehörte früher der menschewistischen Fraktion an. Jetzt ist er republikanischer Demokrat.

Fürsprecher Brunschwig: „Kannte der Zeuge Ortschevsky?“

Svatikow: „Jawohl. Ortschevsky war seinerzeit Adjunkt im Polizeiministerium. Eine hebräische Ausgabe der Protokolle gibt es nicht. Die Fälschungen von Rachowski zeichnen sich durch schlechte literarische Fassung aus. Die Fälschungen mußten eben rasch hergestellt werden. Diese Kennzeichen finden sich auch in den Zionistischen Protokollen. Rachowski, der dem polnischen Kleinadel entstammt, gehörte seinerzeit einer revolutionären Bewegung an. Dann trat er in den Dienst des Zaren, wo er seine Kenntnisse über die revolutionären Bewegungen ausnützte. Später verließ er seine Stellung, da er bei der Kaiserin in Ungnade fiel. Er war es auch, der die Ermordung des russischen Innenministers Plehwe im Jahre 1904 unterstützte. Später wurde Rachowski aus der Verbannung zurückgerufen und zum Direktor des Polizeidepartements ernannt.“ Nach den in den „Times“ erschienenen Artikeln hielt der Zeuge die Frage der Echtheit der Protokolle für erledigt.

Schluß der Vormittagsitzung.

Die Montagnachmittagssitzung.

Nach dem Verlauf des ersten Verhandlungstages zu beschließen, wird der Prozeß wohl noch länger als vorgesehen war dauern. Bereits steht man mit der Zeugenliste im Rückstand, trotz Ausdehnung der Sitzung über die Mittagsstunde. Am Nachmittag war der Andrang zur Tribüne und zu den Journalistenbänken wenn möglich noch größer als in der Eröffnungssitzung.

Es sind namentlich Vertreter und Vertreterinnen der klägerischen Seite, die die Verhandlungen in großer Zahl verfolgen.

Sofort wird zur Einvernahme des Russen

Wladimir Burzew

geschritten, dem 72jährigen Manne, der als einer der besten Kenner der russischen revolutionären Bewegung gilt. Er wurde namentlich bekannt durch die Entlarvungen einer Reihe im Dienste der zaristischen Geheimpolizei stehender Agenten. In Frankreich, wo er jetzt als Emigrant lebt, gilt er als äußerst heftiger Kämpfer der Bolschewisten.

Die „Protokolle“ kennt er als Fälschung aus der Zeit zwischen 1896—1906. Sie wurden damals auch dem Zaren übergeben, der behauptete, daß alles, was die russische Revolution 1905 getan hat, in den Protokollen vorgesehen sei. Später glaubte der Zar eine Untersuchung durchzuführen, die deren Fälschung ergab. Damals sollten sie als Dokumente in einem Prozeß verwendet werden, doch verhinderte der Zar dies mit der Begründung, daß für eine gerechte Sache keine schmutzige Mittel Anwendung finden sollen. Die Protokolle waren nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Umsturzes von 1918. Auch dieser Zeuge bringt sie mit dem Namen Rachowsky in Verbindung.

Die Aussagen des Zeugen

Boris Nikolaiewsky

beruhen auf seinen historischen Studien. Auch er lehnt die Protokolle ab. Nach ihm sollen sie jedoch nach Anfang der 90er Jahre von einem Juden aus einer Freimaurerloge gestohlen worden sein. Agenten und Agentinnen der russischen Polizei sollen dabei die Hände im Spiel gehabt haben. Bei dieser Gelegenheit kommt auch aus, daß Rachowsky um das Jahr 1910 herum plötzlich ein geheimnisvolles Ende genommen hat. Zwischenhinein stellt der Angeschuldigte Fischer Fragen. Er will wissen, ob der Zeuge Jude sei. Als dieser seine christliche Abstammung nachweist, sagt Fischer unter Heiterkeit: „Es gibt viele Christen, die Juden sind.“ Die weiteren Fragen Fischers sind derart, daß kein Mensch draus kommt. Er trägt damit viel zur Belustigung des Publikums bei, das ständig den Kopf schüttelt.

Wie es sich nun erweist, ist ein weiterer für diesen Nachmittag geladener Zeuge im Augenblick nicht einvernehmbar. Somit findet die Sitzung ein vorzeitiges Ende, allerdings nicht, ohne daß Fischer nochmals mit zynischem Lächeln einige Bemerkungen zum Prozeßverfahren macht. Er bietet unter anderem auch an, noch Beweismaterial für die Echtheit der Protokolle zur Stelle zu schaffen, nur braucht er dazu 12 Wochen Zeit. Daß das etwas viel verlangt ist, nachdem er bis heute ein ganzes Jahr untätig zugeschaut hat, will er nicht einsehen.

Die andern Angeschuldigten, die Mitglieder der N. F., stechen durch ihre objektive Haltung sehr angenehm von diesem „nationalsozialistischen Eidgenossen“ ab, der sich durch sein Verhalten innert Tagesfrist zur Ulkperson des Prozesses gemacht hat. Die Verhandlungen werden am Dienstag weitergeführt.

Zürcherisches Mosaik.

Aus der Ratsstube.

S—tz. Der Kantonsrat hat gestern die Redaktionslesung des Verkehrsgesetzes beendet. Ein besonders schwerer Zusammenstoß ereignete sich in der letzten Beratungsetappe nicht mehr. Doch scheint das Gewissen der Ratsherren in dieser Frage nicht zum besten bestellt zu sein. Man hat es auch mit der Angst zu tun bekommen, denn die Verkehrsvorlage ist außerhalb des Parlaments bereits in unzweideutiger Weise diskutiert worden. Darum wohl schien es dem Kantonsrat ratsam, die Beratung mit der Beendigung dieser Redaktionslesung nicht abzuschließen. Die Redaktionskommission darf nun noch einmal zu den besonders strittigen Fragen Stellung beziehen und eine Lösung suchen, die es vielleicht doch ermöglicht, schlußendlich ein Resultat vorzulegen, das auch vor einer Volksabstimmung zu bestehen vermag. Die Einsicht, die sich hier kundgibt, ist zu begrüßen. Ob ihr die zweckmäßige Tat folgen wird, ist aber noch abzuwarten. Vom Standpunkt einer demokratischen Gesinnung aus, darf man sich aber über den Ernst freuen, mit der diese Gesetzesvorlage diskutiert und behandelt wurde.

Immer stärker zeigt sich aber, daß die Zürcher Politik außerordentlich energiegeladen ist. Im Feuer liegt eine Vorlage zu einem Baugesetz. Eine kantonsrätliche Kommission studiert die diesbezüglichen Probleme und ihre Studien stehen vor dem Abschluß. Wie man aber in der Fraktionssitzung der Christlichsozialen Fraktion vernehmen konnte, wird der Kantonsrat allem Anscheine nach eine Vorlage zur Beratung erhalten, von der man nicht weiß, welche Stellung die Regierung selber dazu nimmt. Die kantonsrätliche Kommission hat jetzt bereits gegen 100 Sitzungen hinter sich. Darunter sind rund 35 Sitzungen, in denen Fragen von Spezialabteilungen dieser Kommission gründlich durchbesprochen wurden. Offenbar desinteressierte sich der Regierungsrat aber schließlich an den Beratungen der Kommission, denn es ist festgestellt worden, daß sich die Regierung in den letzten 30 Sitzungen kaum mehr vertreten ließ, geschweige denn, daß Regierungsrat Maurer an den Besprechungen teilgenommen hätte. Man darf demnach auf die Beratungen im Rate gespannt sein.

In der gestrigen Fraktionssitzung kam dann auch das Ordnungsgesetz zur Sprache. Diese Vorlage bietet verschiedene Probleme, die

---

Zartheit rührt Iwanow in dem ersten Briefe an die Zweifel seines Freundes und Nachbarn, der mit ihm im Sommer 1920 dasselbe Zimmer im Erholungsheim „Für Arbeiter der Wissenschaft und Literatur“ zu Moskau teilte, die Zweifel an persönlicher Unsterblichkeit und am persönlichen Gott. Er weiß Ihn in sich wie einen dunklen, gebärenden Schoß, wie jenes ewig Höhere, welches das Beste und Heiligste in ihm überwindet, wie das lebendige wesenhafte Prinzip, das inhaltsreicher ist als sein Ich und darum neben seinen andern Kräften und Merkmalen auch das ihm wesentliche Merkmal des persönlichen Bewußtseins enthält. „Aus Ihm bin ich hervorgegangen und Er verbleibt in mir. Und wenn Er mich nicht verläßt, so wird Er auch die Formen Seines weitern Verbleibens in mir, d. h. meine Persönlichkeit erschaffen. Nicht nur erschuf mich Gott, sondern er erschafft mich ununterbrochen und wird mich auch ferner erschaffen. Denn Er wünscht natürlich, daß auch ich Ihn in mir künftighin erschaffe, wie ich bisher getan. . . . Nicht kann mich Gott verlassen, wenn ich Ihn nicht verlasse. Das innere in uns aufgezeichnete Gesetz der Liebe (mühelos lesen wir seine unsichtbare Tafel) versichert uns, daß der alttestamentliche Psalmensänger recht hat, wenn er zu Gott spricht: Denn Du wirst meine Seele nicht dem Tode lassen und nicht zugeben, daß Dein Heiliger verwese.“ Aber Gerschenson liebt es nicht, sich in Gedanken zu den Höhen der Metaphysik zu erheben; diese transzendenten Spekulationen, diese Architektur über den Wolken, erscheinen ihm als müßiges und aussichtsloses Unterfangen. Ueberhaupt wünschte er, sich in den Lethe stürzen zu können, „um die Erinnerung an alle Religionen und philosophischen Systeme, an alle Kenntnisse, Künste, Poesie spurlos von der Seele wegzuspülen, nackt, wie der erste Mensch, das Ufer zu betreten, — nackt, leicht und freudig, die bloßen Arme frei zum Himmel emporzustrecken und aus der Vergangenheit nur eines im Gedächtnis zu behalten: wie lästig und drükkend heiß es in jenen Kleidern war und wie leicht ohne sie.“ Wie Mozarts tröstliche Musik antwortet Iwanow dem Verzweifelnden: „Ich bin kein Baumeister von Systemen, gehöre aber auch nicht zu jenen Verschüchterten, welche alles Ausgesprochene für eine Lüge halten. Ich bin gewohnt, im „Walde der Symbole“ zu wandeln, und der Symbolismus ist mir im Wort nicht weniger verständlich als im Kuß der Liebe. Es gibt ein Wortzeichen für die innere Erfahrung, und sie sucht es und trauert, wenn es ihr fehlt, denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Keine bessere Gabe können die Menschen einander darbringen, als die überzeugend klare Kunde ihrer — wenn auch nur — Vorahnungen oder Anfänge eines höheren, geistigeren Bewußtseins. Jedoch muß man sich hüten, diesen Mitteilungen, diesen Bekenntnissen einen zwingenden Charakter beizulegen, d. h. sie in Verstandesbesitz umzuwandeln. Der Verstand ist seiner Natur nach zwingend; der Geist aber weht, wo er will. Geistig sein müssen die Worte — die Symbole der inneren Erfahrung der Persönlichkeit, und wahrhaft Kinder der Freiheit. Wie des Dichters Lied nicht zwingt, sondern bewegt, so müssen auch sie den Geist der Zuhörer bewegen, sie aber nicht gleich einem bewiesenen Theorem bestimmten Ueberzeugungen unterwerfen. . . . . Und jene Geistesstimmung, welche Sie zur Zeit so qualvoll beherrscht, — das verschärfte Gefühl der übermäßigen Schwere des auf uns lastenden Kulturerbes — geht wesentlich hervor aus dem Erleben der Kultur nicht als einer lebendigen Schatzkammer von Gaben, sondern als eines Systems feinster Nötigungen. Das ist nicht verwunderlich: strebte doch die Kultur eben gerade danach, zu einem Zwangssystem zu werden. Für mich ist sie eine Leiter des Eros und eine Hierarchie der Verehrungen. Und um mich herum sind so viele Dinge und Personen, welche mir Ehrfurcht einflößen, vom Menschen und seinen Werkzeugen, seiner gewaltigen Arbeit und seiner verunglimpften Würde bis zum Mineral, daß es mir süß ist, in diesem Meer zu versinken, — zu versinken in Gott “

Für Iwanow ist auch in der Kultur „etwas wahrhaft Geheiligtes: sie ist die Erinnerung nicht nur an die irdische und äußere Gestalt der Väter, sondern auch an die von ihnen errungenen Weihen. Eine lebendige, ewige Erinnerung, die in denen, die dieser Weihen teilhaftig werden, nicht stirbt! Denn diese sind von den Vätern für ihre fernsten Nachkommen gegeben worden, und kein Jota der einst neuen, den Tafeln des einen menschlichen Geistes eingeprägten Schriftzeichen wird vergehen. In diesem Sinne ist die Kultur nicht nur monumental, sondern auch initiativ im Geiste. Denn die Erinnerung, ihre oberste Herrscherin, läßt ihre wahren Diener der „Initiationen“ der Väter teilhaftig werden und vermittelt ihnen, indem sie solche in ihnen erneuert, die Kraft neuer Anfänge, neuer Ansätze.“ —

Der Gehalt dieses wundervollen Briefwechsels ist mit diesen immerhin wesentliche Gedankengänge Iwanows wiedergebenden Zitaten nicht erschöpft. Sie lassen aber erkennen, welcher Art der heutige Vortrag „Zu den geistigen Grundtendenzen der Zeit“ sein wird, der Ausdruck innerlichster Erfahrung eines der subtilsten und maßgebendsten Geister der Gegenwart.

„Die Schweizergarde“

Uraufführung in Olten.

-z. Die Dramatische Gesellschaft Olten hat sich mit edler und nachahmenswerter Begeisterung der Förderung unserer einheimischen Dramatik verschrieben. Sie hat Donnerstag, den 25. Oktober, vor vollbesetztem Haus das neueste Theaterstück von Werner Johannes Guggenheim, das fünfaktige Trauerspiel „Die Schweizergarde“ uraufgeführt.

Werner Johannes Guggenheim hat sich zu wiederholten Malen mit dramatischen Arbeiten ausgezeichnet. Wir erinnern an seine Künstlerkomödie „Die Frau mit der Maske“ und an das Lustspiel „Die Schelmeninsel“, die an großen städtischen Bühnen gespielt worden sind. Mit seiner „Schweizergarde“ hat er einen Stoff aus der Schweizergeschichte aufgegriffen und stellt nun das Schicksal der Pariser Schweizergarde vor Augen, jener Garde, die am 10. August 1792 nicht für den König, nicht für Frankreich, noch für ihr Land, sondern für „Treue und Ehre“ gefallen ist. Der Dichter hat den dramatischen Konflikt nicht im äußeren Geschehen der kriegerischen Handlung gesucht, sondern in den seelischen Angriffen, denen die Gardisten vor jenem verhängnisvollen Tag und bis zuletzt ausgesetzt gewesen sind: der Offizier, der innerlich nicht mehr zur Sache stehen kann, der einfache Soldat, den die Liebe zum Verräter an seinem einmal gegebenen Wort zu machen droht, dann die Zweifler, und schließlich die Figuren vom Verräter bis zum energischen, unbeugsamen, keinen Augenblick an seiner Pflicht zweifelnden Führer, wie er in der prachtvollen Gestalt des Majors Bachmann verkörpert ist. Keine leichte Aufgabe! Der Dramatiker hat sie mit dem den geschulten und geschickten Fachmann verratenden Blick zu lösen gewußt. Mit steigernder Ergriffenheit verfolgt der Zuschauer das Geschehen, dessen furchtbare Tragik gelegentlich durch einen biderben, treuherzigen Humor nur um so bewußter wirkt. Daß der letzte, fast ganz in kriegerische Handlung aufgelöste Akt psychologisch nicht so packend und geschlossen wirkt, wie die vorangehenden Akte, muß man bei diesem Stoff wohl in Kauf nehmen.

Dem Autor stand aber auch eine spielfreudige Schweizergarde unter weiblichem Zuzug zur Verfügung, die mit ihrem Hauptmann, Regisseur Walter Richard Ammann, an der Spitze, das Stück zu schöner Wirkung brachte, von einer Hingabe zeugend, wie man sie sich bei einem Laienspiel nicht besser wünschen kann. Das Ereignis wurde nicht nur auf der Bühne mit Blumen und prasselndem Applaus bei Anwesenheit des Autors gefeiert, sondern fand auch hernach an einer Zusammenkunft der Spieler, Behörden und Presse in mancherlei Reden seine Würdigung. Alles in allem: ein Schweizerstück von einem Schweizerautor mit Schweizern gespielt — es war ein schöner Schweizerabend.